

*»Toleranz
kommt vor
Glückseligkeit«*

Eine Zeitreise
mit der Tugend
des gegenseitigen
Respekts



Toleranz ist gerade da nötig, wo sie besonders schwerfällt. Das war schon vor gut 300 Jahren so, als Denker wie der französische Philosoph Pierre Bayle in Zeiten religiöser Auseinandersetzungen den Grundstein für ein fortschrittliches Toleranz-Verständnis legten. Warum der Begriff gerade heute wieder Konjunktur hat und wie umstritten er noch immer ist, erläutert der politische Philosoph Rainer Forst (links im Bild) im Gespräch mit Bernd Frye.

Frye: Herr Professor Forst, Toleranz ist in aller Munde: Sie wird eingefordert, gehört auf den Prüfstand gestellt oder – Stichwort »Null-Toleranz« – ganz abgeschafft. Sie selbst sind vor allem in jüngerer Zeit als Gesprächspartner zu diesem Thema gefragt. Macht die Toleranz gerade als ein Schlüsselwort unserer Zeit Karriere?

Forst: Ja, die Forderung nach Toleranz hat derzeit Konjunktur – was nicht überrascht, denn der Begriff wurde geprägt, um ein friedliches und kooperatives Zusammenleben in Gesellschaften zu ermöglichen, die durch tiefgreifende religiöse und weltanschauliche Differenzen geprägt sind. Die Natur und Struktur dieser Differenzen wandelt sich im Laufe der Geschichte, bleibt manchmal aber auch erstaunlich konstant, wenn man etwa die Struktur religiöser Antagonismen bedenkt. Zuweilen fühlt man sich einer Zeitreise gleich rückversetzt in historische Epochen, wo schon die Beleidigung eines Religionsgründers zu gewaltsamen Reaktionen führte oder man aus Fremdenhass Häuser anzündete. Oder in Zeiten, wo man den Minderheiten, die »geduldet« wurden, genau vorschrieb, ob, und wenn ja, wo sie Gotteshäuser bauen durften, ob mit Türmen, mit Geläut und so weiter – kommt einem alles bekannt und aktuell vor. In meinem Buch »Toleranz im Konflikt« weise ich auf viele solcher Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen hin.

Frye: Sie unterscheiden bei der Toleranz zwischen drei Komponenten. Welche sind das?

Forst: Es ist die Aufgabe der Philosophie, zunächst einmal auf eine genaue Begriffsverwendung zu achten, und dabei sieht man schon, dass die oft anzutreffenden Ansichten, Toleranz habe etwas mit Beliebigkeit, Indifferenz oder dem offenen Begrüßen alles Fremden und Anderen zu tun, sinnlos sind. Wann reden wir von Toleranz? Doch nur dann, wenn uns etwas stört und ernsthaft problematisch erscheint: die falsche Meinung eines Freundes, das unmögliche Verhalten eines Nachbarn, eine Religion, die wir nicht teilen, und so weiter. Die erste Komponente der Haltung der Toleranz ist also die *Ablehnung*: Meinungen oder Handlungen, die wir tolerieren, finden wir falsch oder schlecht.

Dann muss eine zweite Komponente hinzukommen, die der *Akzeptanz*: Wir müssen Gründe dafür haben, das Falsche, Schlechte oder zumindest Bedenkliche zu tolerieren, etwa eine religiöse Überlegung der Mitmenschlichkeit oder die Einsicht, dass das, was wir falsch finden, nicht gegen ein Menschenrecht verstößt. Diese Gründe heben die Ablehnungsgründe nicht auf, sondern stehen neben ihnen. Aber eine dritte Komponente schließlich muss erwähnt werden, die die Grenzen der Toleranz bezeichnet: Gründe der *Zurückweisung* müssen mir und uns sagen, welche Meinungen oder Handlungen auf keinen Fall zu tolerieren sind, und weshalb – etwa, weil Grundsätze des gegenseitigen Respekts verletzt werden.

Frye: Goethe bemängelte: »Dulden heißt beleidigen.« Macht es sich der Dichter da zu einfach?

Forst: Gerade das eingangs erwähnte Beispiel der Behandlung geduldeter Minderheiten, die dabei als Bürger zweiter Klasse galten, zeigt, dass Goethes Kritik durchaus ihren Sinn hat, denn sie bezieht sich auf eine historische Praxis der Toleranz, die wir etwa in den klassischen Toleranzedikten finden, in denen ein Monarch Minderheiten die Erlaubnis gibt, vor Verfolgung geschützt ihrem Glauben gemäß zu leben, solange sie sich an die Grenzen halten, die ihnen der Monarch (oder die dominante Kirche) vorgibt. Ich nenne diese Konzeption der Toleranz die »*Erlaubniskonzeption*«.

Ihr steht eine andere gegenüber, die ich »*Respektkonzeption*« nenne: Hier wird nicht von einer zentralen Autorität aus einseitig bestimmt, wer was darf,

sondern hier respektieren die Bürgerinnen und Bürger einer demokratischen Gesellschaft einander als Gleiche und erkennen an, dass nicht eine Gruppe, und sei sie die Mehrheit, ihre Glaubensüberzeugungen zur Grundlage des allgemeinen Rechts machen kann. Alle müssen sich vielmehr bemühen, für die Regelung des politischen und sozialen Lebens Gründe zu finden, die alle als Freie und Gleiche teilen können und die nicht eine religiöse Tradition zur »Leitkultur« erklären. Dies deutet schon auf viele Konflikte auch unserer Zeit hin.

Frye: Sie bezeichnen sich als Kantianer und sind zudem dem Denken von Jürgen Habermas und John Rawls verpflichtet. Wie man aber jetzt (wieder) einem Aufsatz in Ihrem Buch »Normativität und Macht« entnehmen kann, scheinen Sie auch Bayleaner zu sein. Welchen Einfluss hat der französische Philosoph Pierre Bayle auf Ihr Toleranzverständnis?

Forst: Der hugenottische Philosoph Bayle war der Erste, der eine Lehre der Toleranz entwickelte, die von der Erkenntnis ausging, dass ohne allgemeine, von der Religion unabhängige Moralprinzipien des wechselseitigen Respekts die Gefahr nicht zu bannen war, dass eine Religion ihre Untaten als moralisch gerechtfertigt, weil der Wille Gottes, verkündete. Die Vernunft, die diese Verkehrung erkennt, erkennt auch, dass Religionsfragen von einer Art sind, die die Vernunft zulässt, die sie aber nicht alleine beantworten kann. Nur der Glaube kann das, aber über den gibt es unter endlichen Wesen einen Streit, der allein im Glauben aufgelöst werden kann – was die Vernunft weiß. Daher ist Toleranz eine Forderung der Vernunft – und in diesem Sinne ist Bayle ein Vorläufer heutiger Kantianer wie Rawls oder Habermas. Gemeinsam mit meiner Kollegin Eva Buddeberg habe ich jetzt Bayles wichtigste Toleranzabhandlung bei Suhrkamp herausgegeben – sehr zu empfehlen.

Frye: Es gibt einen schönen Ausdruck bei Kant: »Glückseligkeit« – dabei wären Glück oder Seligkeit jeweils für sich genommen ja auch schon viel. Nach Kant sind das glückliche Leben und das moralisch gute Leben jedoch zweierlei. Und Habermas unterscheidet zwischen moralischen Normen und



ZUR PERSON

Prof. Dr. Rainer Forst, 51, lehrt Politische Theorie und Philosophie an der Goethe-Universität. Er ist Co-Sprecher des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und der Kollegforschergruppe »Justitia Amplificata« und Mitglied im Direktorium des Forschungkollegs Humanwissenschaften in Bad Homburg. Forst wurde im Jahr 2012 mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) ausgezeichnet und 2014 in die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Zu seinen Publikationen zählen: »Kontexte der Gerechtigkeit« (1994), »Toleranz im Konflikt« (2003), »Das Recht auf Rechtfertigung« (2007), »Kritik der Rechtfertigungsverhältnisse« (2011), »The Power of Tolerance« (mit Wendy Brown, 2014), »Normativität und Macht« (2015) und (als Herausgeber mit Eva Buddeberg) »Pierre Bayle, Toleranz. Ein philosophischer Kommentar« (2016).

forst@em.uni-frankfurt.de

ethischen Werten. Warum ist diese Differenzierung – auch für Sie und die Toleranz – so wichtig?

Forst: Wer auf die richtige Weise tolerant ist, der erkennt, dass Menschen ganz unterschiedliche Auffassungen des guten Lebens, des Glückes oder der Glückseligkeit verfolgen; an ihnen richtet sich der ethische Wert des eigenen Lebens aus. Aber man muss gleichzeitig erkennen, dass bei all dieser Differenz allgemeine und übergreifende moralische Normen gelten müssen, die die Grenzen dessen festlegen, welche Werte ich in meinem Leben verfolgen darf und wo ich die berechtigten Ansprüche anderer verletze. Wer diese Differenz nicht sieht und die eigenen Wertvorstellungen nicht an allgemeinen Normen misst, wenn es um andere geht, handelt potenziell intolerant.

Frye: Gerade religiöse Symbole scheinen immer wieder ein Prüfstein für Toleranz zu sein. Sie loben das Bundesverfassungsgericht für den sogenannten »Kruzifix-Beschluss« aus dem Jahr 1995 und kritisieren es beim »Kopftuch-Urteil« von 2003, dessen Korrektur beziehungsweise Präzisierung aus dem vergangenen Jahr Sie wiederum gutheißen. – Warum?

Forst: Nach der Respektkonzeption der Toleranz haben die Symbole einer religiösen Gemeinschaft als offizielle, per Gesetz aufgehängte Symbole in Klassenzimmern öffentlicher Schulen nichts zu suchen. Das stellte das Bundesverfassungsgericht klar. Wenn Lehrerinnen (oder Schülerinnen) aus religiösen Grün-

den ein Kopftuch tragen, ist das hingegen Ausdruck ihrer persönlichen Identität und Religionsfreiheit und muss von denen, die damit nicht übereinstimmen, toleriert werden. Verbote sind daher grundrechtswidrig, wie das Bundesverfassungsgericht nun feststellt – dabei aber wieder ein Schlupfloch für die lässt, die dadurch den »Schulfrieden« gefährdet sehen. Aber die Inanspruchnahme von Grundrechten von Minderheiten kann nicht auf diese Art von der Akzeptanz durch Mehrheiten abhängig gemacht werden.

Frye: Die Kritik an dem Kopftuch-Urteil von 2015 geht quer durch die politischen Lager und Geschlechterzugehörigkeiten. Hinter dem Minderheitenvotum des Bundesverfassungsgerichts stehen eine Richterin, die von der SPD vorgeschlagen wurde, und ein Richter, der von der CDU vorgeschlagen wurde. Und Alice Schwarzer sprach von einem »lebensfernen« Urteil. Das Kopftuch sei »ein Symbol für die Geschlechter-Apartheid«. – Hat es die Toleranz besonders schwer, wenn sie nicht nur auf breiter Front, sondern auch in »verschiedene Richtungen« argumentieren muss?

Forst: Die Toleranz ist, da stets in Konflikten gefragt, immer prekär, weil es nicht immer ganz einfach ist oder zu sein scheint, zwischen eigenen Werturteilen und allgemeinen Normen zu unterscheiden. Die Auffassung (von Frau Schwarzer etwa), dass das Kopftuch nicht auch von selbstbestimmten Frauen getragen werden kann, ist nicht verallgemeinerbar, so sehr es auch berech-

tigt ist, Praktiken der Unterdrückung von Mädchen und Frauen, die damit verbunden sind, zu kritisieren. Wer denkt, das Kopftuch sei ein Symbol der Unfreiheit, dem oder der tut die Toleranz weh, aber so ist es mit den Tugenden, sie schmerzen gelegentlich.

Frye: »Grüne: Kopftuch ja, Burka nein«, war vor einiger Zeit ein Zeitungsartikel überschrieben. Darin wird die Grünen-Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt mit den Worten zitiert, dass sie jede Frau verteidigen würde, »die aus religiösen Gründen ein Kopftuch trägt«. Bei der Burka sei das anders. »Ich wünsche mir von allen Frauen, dass sie ihr Gesicht zeigen.« Ein Burka-Verbot werde aber, so Göring-Eckardt, in unserem liberalen, freien Rechtsstaat nicht möglich sein. – Ist das eine Zwickmühle?

Forst: Nicht unbedingt: Man kann sich wünschen, dass alle Menschen ihr Gesicht zeigen und Frauen sich nicht auf solche Weise vor den Blicken der Öffentlichkeit verbergen, aber man zwingt sie nicht dazu in einer freiheitlichen Gesellschaft. Denn die Burka-Trägerinnen verstoßen nicht gegen Grundrechte anderer, können sich aber selbst auf ein solches berufen. Ich habe kein Recht auf eine bestimmte visuelle demokratische Kultur, so dass ich anderen ihre Kleidung vorschreiben kann – einer der wenigen Punkte, wo ich mit unserem früheren Universitätspräsidenten Steinberg nicht übereinstimme.

Frye: Professor Rudolf Steinberg hatte seine Thesen zum Thema »Toleranz und

religiöse Pluralität am Beispiel von Kopftuch und Burka« ja auch bei der Ringvorlesung des Exzellenzclusters im vergangenen Wintersemester vorgestellt.

Forst: Ja, in einem sehr überzeugenden Vortrag – bis zu diesem Punkt. Wer für die Toleranz gegenüber Kopftüchern eintritt, wie er es tut, muss genau erklären, was bei der Burka anders ist. Sie ist ein für uns befremdliches Kleidungsstück und eine Kommunikationseinschränkung. Aber das reicht nicht für ein Verbot, das zumal noch mehr zum Verschwinden dieser Frauen aus der Öffentlichkeit führte. Ich betone noch einmal, dass die Toleranz gerade da nötig ist, wo sie schwerfällt.

Frye: »Menschen müssen ihre Toleranz dort unter Beweis stellen, wo sie sich provoziert fühlen«, sagten Sie auch in einem Statement nach den terroristischen Anschlägen auf die Zeitschrift »Charlie Hebdo« im Januar 2015. Gerade die Satire hat ein hohes Provokationspotenzial. In der Literaturwissenschaft wird sie auch als »ästhetisch sozialisierte Aggression« bezeichnet. Stellen diese Angriffe – wenn auch ohne körperliche Gewalt und von der Meinungsfreiheit zugelassen – besonders hohe Ansprüche an das Toleranzvermögen?

Forst: Ja, selbstverständlich. Die Weigerung, Blasphemie hinzunehmen, ist dem Christentum ja nicht fremd, aber wir erleben seit der Fatwa gegen Salman Rushdie, wie aggressiv sich islamische Extremisten verhalten, wenn sie die Ehre des Propheten angegriffen sehen. Toleranz heißt hier, dass man solchen Spott mit Recht als verletzend und beleidigend ansehen kann (und das auch sagen darf), daraus aber keinerlei Recht folgt, andere einzuschüchtern oder anzugreifen. Solche Reaktionen sind nicht zu tolerieren.

Frye: Kann man Toleranz lernen? Gibt es über die Jahrhunderte Fortschritte in Sachen Toleranz?

Forst: Es wäre dramatisch, wenn Menschen in Bezug auf die Toleranz nicht lernfähig wären – aber wir müssen auch nicht denken, wir lebten in einem vollends aufgeklärten Zeitalter. Vielmehr befinden wir uns noch immer in einem Prozess der Aufklärung. Im Übrigen gibt



es in Bezug auf die Toleranz zwei Arten des Fortschritts. Erstens der eigentliche Toleranzzuwachs: Man ist bereit, Praktiken, die man ablehnt (Gotteslästerung, Burkatragen et cetera), zu tolerieren, weil man sieht, dass sie durch Grundrechte geschützt sind und keine Rechte anderer verletzen. Auch wenn es schwerfällt. Eine andere Art des Fortschritts ist die über die Toleranz hinaus. Heute ist in vielen Ländern des Westens die Toleranz gegenüber Homosexualität größer als früher. Aber es wäre noch besser, wenn Homosexualität gar kein Anlass mehr zu Toleranz wäre, wenn also die Ablehnung derselben verschwände. Die Homophobie muss überwunden werden.

Das Gleiche gilt für den Rassismus, eine besonders üble Form der Intoleranz. Aber wollen wir tolerante Rassisten? Eher nicht – wir wollen eher, dass der Rassismus aus den Köpfen verschwindet, also überhaupt die Ablehnung anderer Menschen aufgrund ihrer Herkunft. Die Toleranz ist nicht immer die beste Antwort auf die Intoleranz.

Pierre Bayle (1647–1706) ist der überzeugendste Toleranzdenker der frühen Aufklärung: Der Hugenotte entwickelte nicht nur eine Konzeption der autonomen praktischen Vernunft, sondern auch eine zukunftsweisende Unterscheidung von Glauben und Wissen. Demnach ist der Glaube nicht irrational, sondern in Bezug auf letzte metaphysische Wahrheiten, die die endliche Vernunft weder widerlegen noch eindeutig bestätigen konnte, »übervernünftig«. Der vernünftige Glaube stellt sich als toleranter Glaube nicht selbst infrage, weiß aber, dass er ein Glaube ist und sieht ein, dass die menschliche Vernunft an ihm festhält, ihn aber nicht als letztlich wahr beweisen kann.

Der Interviewer

Bernd Frye, 51, Pressereferent am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und freier Autor (siehe auch »Macht Shoppen selig?«, Seite 22, und Interview mit Prof. Dr. Michael Sievernich, Seite 28).